

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 53.

Dienstag, 3. März.

1931.

Die vertauschte Lotosblume / Roman von Erica Grupe-Börcher.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Er zog ihren Arm von neuem durch den seinen und geleitete sie unauffällig in den Teil des marmornen Ganges, der in zwei großen Nischen zur Empore des Musiksaales führte. Einige hellerleuchtete farbige ovale Gläser gaben diesen eigentlich halbdunklen Nischen jetzt etwas Beschaulich-Trautes.

„Ich denke, Ihr Frauen seid so stolz auf Eure Selbstständigkeit und alles das, was Ihr erreicht habt?“

Da seine Frage teilnehmend, warm, und ohne jeden spöttischen Beigeschmack klang, sagte sie mit vertrauender Offenheit: „Ach, wie viele stoßen sich in dieser erregenen „Selbstständigkeit“ wund! Frau sein, Gattin und Mutter, umhütet und beschützt von einem Manne würden nicht Hunderttausende von den „Selbstständigen“ zu diesem Urzustand zurückkehren, anstatt irgendwo einsam der Altjüngferzeit entgegenzugehen?“

Aber im plötzlichen Gefühl, vielleicht schon zu viel von innersten Gedanken verraten zu haben, lenkte sie jetzt ab und meinte in einem andern Tone: „Ich habe übrigens den Eindruck, daß die Flucht von Feliza hierher in gewissem Sinne auch — mit Dir im Zusammenhange steht, Hansfried!“

Ihm entfuhr statt einer Antwort ein Laut der ungläubigen Überraschung.

„Ja, Du hast damals, trotz der Kürze Deines Aufenthaltes in Sevilla, scheinbar einen tiefen Eindruck auf Feliza gemacht. Ich schrieb ihr kürzlich, wir erwarteten Dich jetzt nach Deinem mehrjährigen Aufenthalt in den Tropen hier zurück. — Vielleicht hat das alles bei ihr zusammen gewirkt, aus Sevilla förmlich zu entfliehen — und Dich wiederzusehen, — ehe — nun, ehe sie sich zum zweitenmal bindet!“

Im großen Bühnensaal, dessen offene Türen auf das obere Vestibül gingen, setzte aufs neue die Tanzmusik ein. Hansfried strich mit einer Bewegung von peinlichem Nachdenken über das dunkelblonde Haar. „Träume ich nicht?“ dachte er plötzlich, als er sich im Smoking neben einem himmelblauen Seidendomino sitzen sah, „ist das nicht alles eine ersehnte Fatamorgana und wird mich nicht gleich mein brauner Boy wecken?“

Dann fühlte er, wie ein leiser Schmerz durch ihre letzten Worte sich in ihm festbohrte. „Wenn Luitgard mir jetzt so offen die Zuneigung dieser jungen Spanierin zu mir anvertraut — so förmlich sachlich und pflichtgemäß —, ist es nicht ein Zeichen, daß Luitgard selbst sich vielleicht nicht mehr zu viel aus mir macht?“ dachte er weiter. Seine Zähne gruben sich nachdenklich in die Unterlippe. „Diese selbständigen deutschen jungen Mädchen machen sich oft nicht mehr zu viel aus uns —“ und dann meinte er in einem ablenkenden Tone, der sichtlich ein anderes Gesprächsthema wünschte: „Was ist es denn mit der andern jungen Dame, die bei Euch war?“

„Die Tänzerin?“ Ach, das ist eine interessante Person. Exotin. Oder Kreolin. Als Feliza sich gestern an einem Stand eine spanische Zeitung hier kaufte, geriet sie mit dieser Majan ins Gespräch, die gleichfalls eine spanische Zeitung zu haben wünschte. Bei der Zwanglosigkeit der spanischen Art kamen die beiden

ins Gespräch. Durch ihre Landsmannschaft sind sie seit diesen vierundzwanzig Stunden unzertrennlich. Und Feliza hat mich stürmisch gebeten, doch drei Dominos für uns drei zu wählen, die sich nur in der Farbe unterscheiden.“

Er sah ein wenig vornüber geneigt, die Hände zwischen den Knien herabhängend, es waren zwei starke, feste, schön geformte Männerhände. „Wie mühte es sich, seine Rechte in solche Männerhand bergen zu können!“ dachte Luitgard, während sie weiter sprach: „Da das Hotel der Tänzerin ganz in unserer Nähe ist, habe ich Feliza gern gestattet, Majan öfters mit zu uns zu bringen. Die Kreolin hat oft so einen traurigen, verlorenen Blick, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, daß sie mir leid tut! Vielleicht hat sie das für die Kreolin so typische Heimweh nach Ostasien, oder sie hat irgend einen Liebestummer.“

Die Klänge der Tanzmusik lockten hinüber. „Ich möchte einmal hier oben tanzen ehe die Säle voller werden!“ meinte sie nun in ihrer geraden Art, „oder bist Du ein Tanzgegner geworden, Hansfried?“

Er lächelte, während er sich ebenfalls erhob und ihr den Arm bot, um sie in den heute ausgeräumten großen Bühnensaal zu führen. „Ich hätte in den Tropen manchmal nur zu gern getanzt. Aber bei dem chronischen Damenmangel —“

Als er den Arm um sie legte, kam ihm wieder wie ein leiser Stich die Frage: ob Luitgard vielleicht während seiner Abwesenheit irgendeine andere Wahl getroffen habe? Ihr Wesen gegen ihn war wie früher, unverändert freundlich. Aber dennoch? Wenn sie ihm so selbstlos von der heimlichen Neigung der jungen Witwe aus Spanien zu ihm erzählte?

Am Ende des Tanzes bat sie: „Wir wollen lieber herabgehen, zu den andern zurück. Sonst ist es vielleicht unhöflich, wenn ich Feliza zu lange sich selbst überlasse. Sie ist hier doch vollkommen fremd.“ Und sich etwas fester in seinen Arm schmiegend, setzte sie hinzu: „Du tust mir den Gefallen, Hansfried, und forderst sie auch einmal zum Tanze auf, nicht wahr? Die Spanierinnen können allerdings außer ihren Nationaltänzen nur den Twostep-Schritt. Vielleicht führst Du sie jetzt auch einmal im Kurhaus herum?“

„Gewiß, gerne, Luitgard!“

„Wir wollen uns unter den Dominos möglichst ungezwungen bewegen. Nach der Demaskierung erkennt mich hier mancher. Die Tänzerin hat ein herrliches echtes Malayenkostüm aus ihrer Heimat mitgebracht und heute angelegt. Ich hoffe, sie wird nachher bei der Preisverteilung nach der Demaskierung ausgezeichnet werden. Und Feliza trägt ein echtes Flamenkostüm, weißt du, ein andalusisches Gewand. Sie sieht einfach bezaubernd darin aus. Die spanischen Frauen sollten stets in ihren Nationaltrachten gehen, anstatt in modernen Kleidern! Du wirst nachher sehen, daß Feliza, seitdem du sie siehst, noch um vieles schöner geworden ist. Wenn man irgendwo auf der Erde klassische Frauenschönheit sucht, muß man nach Andalusien gehen.“

Sanfried schwieg. Er dachte: „Wiederum dieses Hervorheben der spanischen Freundin!“

Beide merkten nicht, daß zwei maskierte Herren un mittelbar hinter ihnen Kehrt machten und ihnen in ge ringer Entfernung folgten, als sie das lange Konver sationszimmer durchschritten, um sich wieder in den nach hinten gelegenen roten Saal zu begeben. — Don Basilio hatte unauffällig Paco die Hand auf den Arm gelegt: „Sehen Sie diesen jungen, großen schlanken Herrn, der eine so aufrechte Haltung hat, und eben den hellblauen Domino am Arme führt? Ich sah den Herrn heute früh mit einer jungen deutschen Dame, die ich hier unter diesem blauen Domino vermute —“

„Aber was wollen Sie mit einer „deutschen“ jungen Dame?“ „Sie ist uns jetzt vermutlich die Bräute, um im Gewühl leichter die Tänzerin zu finden. — Denn ich sah gestern — als ich der Tänzerin folgte — diese Majan in die Villa dieser deutschen jungen Dame gehen. Wahrscheinlich ist sie heute abend in ihrer Gesellschaft hier —. Jedenfalls nehmen wir die Spur auf!“

Am Tische saß der kleine Kreis in ungezwungener Haltung plaudernd zusammen. Feliza war stolz darauf, so gut wieder in die deutsche Sprache hinein zu kommen, die sie damals von Luitgard erlernt. Man verzehrte die bestellten Sandwiches, da das Souper erst nach der Demaskierung eingenommen werden sollte.

Luitgard ließ sich neben Feliza nieder, die ihr eben erzählte, daß sie mit einigem Herzklopfen zweimal getanzt habe, da sie sich in den ganz modernen Tänzen nicht sicher fühle, als die junge Spanierin plötzlich abbrach und wortlos in den Saal starre.

„Herr meines Lebens! Ich glaube, dort kommt Don Flaviano!“ Luitgard fühlte die Hand von Feliza, die in der ihren auf dem Schoße lag, erkalten. — „Don Flaviano! Wer ist das?“

„Der Sohn von dem reichen Notar aus Sevilla. Der junge Artillerieoffizier! Du hast ihn doch auch so gut gekannt, Luitgard —“

Luitgard war sehr überrascht. Sie folgte dem Blick von Feliza und sah zwischen den Masken und Herren im Smoking einen mittelgroßen Herrn im Gesellschaftsanzug herankommen, der den Typ des Ausländers besaß. Sein Alter mochte schwer zu bestimmen sein, da ein Gang zum vorzeitigen Embonpoint durch eine sehr gute und elastische Haltung verwischt wurde. Ein sehr kleines dunkles Bärtchen saß über den Lippen. Die dunklen Augen, die im Saale suchend umherfor schten, hatten einen Zug von leiser Schwermut.

Noch bewegten sich die tanzenden Paare vor ihnen und entrückten ihn alle paar Sekunden ihren Blicken. Aber wenn dieser Tanz beendet war, mußte er sie am Tische erblicken —

„Er ist es, Luitgard, ohne jeden Zweifel. Ich erkenne ihn jetzt ganz genau. Wie kommt er hierher, nach Baden-Baden? Gewiß will er dich aufsuchen! Du hast doch mit ihm in Briefwechsel gestanden, seit du aus Sevilla fort bist, Luitgard, nicht wahr? Er sucht je mand hier! Dich! Herr meines Lebens, er darf mich hier nicht sehen —“. Der erste Schreck sprang jetzt bei der jungen Frau in die größte Unruhe um.

„Bedenke doch, Luitgard, er ist der intime Freund meines Zukünftigen! Man wird in Sevilla die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn man erfährt, daß Don Flaviano mir auf — einem „Maskenball“ be gegnet ist! Du kennst doch die Rückständigkeit der Sevillaner Kreise! Er darf mich hier unter keinen Umständen erkennen —“

In diesem Moment verflang die Tanzmusik, und das Mittelparkett wurde leer. Der junge Spanier ent deckte den hellblauen Domino, stuzte, überflog dann noch die anderen am Tische Sitzenden und keuerte dann mit unverkennbarer Freude heran. — Frau de Wille hatte ihre Tochter Luitgard seinerzeit in Se villa abgeholt und dabei flüchtig auch Don Flaviano kennen gelernt.

Mit einer südländisch-temperamentvollen Freude, die jedoch immer in vornehmster Haltung blieb, be

grüßte der junge Spanier jetzt Luitgards Mutter. Er habe die Senora trotz ihrer Kokettkleidung erkannt und freue sich unendlich, die Damen jetzt gefunden zu haben! Denn hier in dem hellblauen Domino dürfe er doch wohl Dona Luitgard vermuten! — Ob sie sich seiner noch von Sevilla her erinnere —?

Nachdem er der Frau Ma die Hand geküßt, rief ihm Luitgard bereits überrascht zu: was ihn denn so völlig unvermutet nach Baden-Baden herführe? In seinem letzten Briefe habe er nicht das Mindeste angedeutet.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zwillinge.

Von Hanne Zetterström.

Jeden Morgen begegne ich ihnen im Stadtwaldchen. Zuerst kommt der Papa mit dem Kinderwagen, und hinter der Kutsche her läuft der älteste Junge, der etwa vier Jahre sein kann. Die Kinder im Wagen sind Zwillinge, ein Junge und ein Mädchen. Sie sitzen einander gegenüber und bliden mit großen, erstaunten Augen in die Welt hinein.

Der Vater, ein junger Beamter, fährt die Kinder jeden Morgen in das Wäldchen, ehe er in den Dienst geht. Seine Frau hat ihn verlassen und ihm als Erinnerung die Kinder hinterlassen. Er ist ein guter und fürsorglicher Vater, der seine Aufmerksamkeit zwischen den beiden Kleinen im Wagen und dem Größeren teilt, der manchmal die Autowandlung hat, Ausflüge auf eigene Faust in das Wäldchen hinein zu unternehmen. Dann muß der Vater hinter ihm herlaufen und die Zwillinge ein Weilschen allein im Wagen lassen, mitten auf dem Wege.

An der Bräute kommt ein anderes Zwillingspaar. Es sind zwei tiefere ältere Herren, gemessen und korrekt in Gang und Bewegungen. Sie sind einander so ähnlich, wie es ein Paar Zwillinge nur sein können, sogar gleich gekleidet. Zwei mürrische, herbe Gesichter unter gleichen, grauen Häuten. Sie gehen wie in einer Prozession, eins, zwei, eins, zwei, den Blick geradeaus. Sie sind eben liebzig geworden, und die Zeitungen haben ihr Bild gebracht, und alles, was eine neugierige Öffentlichkeit von einem siebzehnjährigen Zwillingspaar zu hören interessiert. Während der ganzen Jahre haben sie zusammengelebt, zu sammen gewohnt und ihre Geschäfte zusammen gemacht. Sie haben jeder ein Haus, nebeneinander, und sie haben die Wände durchbrechen lassen, um leichter zusammentreffen zu können. Siebzehn Jahre, ein Menschenleben der Nähe und Arbeit, Seite an Seite!

An der Bräute bleibe ich stehen und sehe mich um. Die Morgen sonne liegt gerade über dem Wege, und mitten in ihrem hellen Licht fährt der Regisseur Schidhal eine kleine Szene vor meinen Augen auf.

Der Wagen mit den beiden Zwillingen hat wieder Halt gemacht, mit seiner kostbaren Last sich selber überlassen. Der Vater ist wieder auf Jagd nach seinem Ältesten, und die beiden alten Herren, die siebzehnjährigen Zwillinge, kommen gerade auf den Wagen zu.

Ich mache ein paar Schritte nach vorn, um mir nichts ent gehen zu lassen. Was für eine Begegnung! Zwei Zwillingspaare, der Anfang und das Ende des Lebens! Hier fängt der Weg an, und hier hört er auf.

Jetzt sind sie am Wagen. Sie bleiben stehen, und ich sehe, wie sich ihr Mienenpiel ändert. Ein helles Lächeln leuchtet auf den müden Gesichtern. Zwei alte, ernste Herren werden wieder Jungen und Kinder in Seele und Augen.

Sie bücken sich, und links machen sie vor den Kinder köpfchen ein paar Himmeltanten mit den Fingern. Dann richten sie sich plötzlich wieder auf, beide gleichzeitig, wie auf Kommando, und dann gehen sie weiter, ebenso still und ernst, wie sie ge kommen sind.

Sämtliche Kirchenglocken der Stadt schlagen acht und läuten den neuen Arbeitstag ein.

(Aus dem Schwedischen von Age Avenstrup und Elisabeth Treitel.)

Dauwädder.

Von dn Dägern dräbbelts nunter,
Denn de Sonne schlunzt schon munter.
Alle Käster vom Gefrorn
Samm jeh de Fassong verlorn.

Frehlich bläddicherts um de Gossen,
Lauter Matsch gomme angelossen.
In dn Reiten ihre Sohln
Drängt was Rasses sich verachtöhl.

Gägger schon de Schnärziche hubben.
Biele Menschen hamn dn Schnubben.
Jeder Dritte schniekt un nießt . . .

Mit een Worte: alles fliekt. Pene Boiat.

Amateur-Detektive / Roman von Walter Bloem.

(28. Fortsetzung.)

„Eigentlich bin ich ein bißchen enttäuscht von Ihnen, lieber Mertens“, plauderte Frau Ellen. „In den ersten Tagen hatten Sie mich verwöhnt — auf einmal sind Sie mir untreu geworden.“

„Ich — Ihnen?“

„Nun ja, ich habe mich auch um meinen — andern Nachbarn ein wenig gekümmert. Darum brauchten Sie mich doch nicht gleich so völlig kaltzustellen.“

„Ich — Sie?“

„Ja — Sie mich! Eine Frau, das müßten Sie doch wissen, Sie alter Schwerenöter, die spielt immer den einen Verehrer gegen den andern aus. Wer sich ganz ohne Widerstand kaltstellen läßt, mit dessen Interesse muß es doch wohl nicht so weit her sein!“

Jens Mertens legte die breite Pranke aufs Herz. „Oh, Frau Ellen —!“

„Ich sehe, Sie schämen sich, wie sich's gehört! Sie haben noch einen ganzen Tag vor sich. Strengen Sie sich mal an, mein Teuerster!“

Das ließ Jens Mertens sich nicht zweimal sagen. Frau Ellen belohnte seine „reumütige Wiederkehr“. Als der Baron erschien, bekam er einen sehr freundlichen Gutenmorgengruß. Als bald stand Ellen auf, nahm den Arm des Kapitäns, entführte ihn in den Fahrstuhl.

„Bitte zum Sportdeck!“

Da oben sah's noch immer wüst aus. In den Strickleitern der Flaggenmasten hingen Matrosen, erneuerten das zerrissene Tauwerk.

Die zwei wiedervereinigten Freunde sahneden nach einem windgeschützten Plätzchen, steuerten der Sonnen- seite zu. Als sie um die Ecke bogen, fuhr ein eng- umschlungenes Paar auseinander — langte die Radetts auf, entstob nach einem kurzen „Good morning!“ ver- legen lachend zum umgitterten Tennisplatz.

Edith Vaughan und James Hutchinson.

„Schau, schau!“ strahlte Ellen. „Der Bär von De- troit ist angeleilt!“

Jens Mertens hatte pflichtschuldigst nichts gesehen.

„So, Cappy — nun erzählen Sie mir mal was recht, recht Schönes!“

Als der letzte Frühstücksgast den Speisesaal ver- lassen hatte, trat Valentin Klamfsoth seinen gewohnten Morgenrundgang ums Promenadendeck an.

Zu ihm gesellt sich, unsicheren Ganges, aschgrauen Gesichts, Doktor Heinrich Müller.

„Sagen Sie, lieber Herr Klamfsoth“, hebt er unsicher an, „was ich Sie längst fragen wollte: wird von den amerikanischen Zollbehörden sehr scharf revidiert?“

Klamfsoth stutzt. Hat er diese Frage nicht vor kurzem schon einmal — ?

„Eklig, Herr Doktor — eklig.“

„Auf was sind die Leute denn hauptsächlich aus?“

„Nun, vor allem natürlich auf alles Trinkbare — H²O, Sie wissen — der neue Präsident ist extra dry!“

„Hm — werden einem denn auch die — Kleider revidiert? Ich meine, was man so in Rock und Paletot und Hosentaschen stecken hat?“

„Das kann mal passieren.“

Doktor Müller wird immer unruhiger.

„Aber bei einem harmlosen Reisenden wie ich —?“

„Ihnen werden sie schon nichts tun. Wer nicht ganz sauber im Kamisol ist, muß sich auf alles gefaßt machen. Die Herren Zollbeamten — bedenken Sie, die sind Auf- passer von Beruf! — die haben einen kolossalen Scharf- blick. Schauen einem mit unbewaffnetem Auge bis in den Magen, hahaha!“

Der Doktor finkt einen Augenblick — mustert dabei den Gesprächspartner mit abschäuerndem Blick. „Sagen Sie, Verehrter — Sie für Ihre Person — Sie kommen doch natürlich unangefochten durch die Sperre, wie?“

„Das will ich meinen!“ grinst Valentin — grinst — äußerlich und innerlich. „Ich sorge für gute Stimmung bei den Herren. Man hat seine kleinen Mittelchen.“

(Nachdruck verboten.)

„Da könnten Sie mir einen Gefallen tun. Ich habe ein Paletchen — eigentlich schon mehr ein Paket — eine Altkarte mit — Wertpapieren — die möchte ich nicht gern verzollen. Schließlich, die Amerikaner knöpfen uns so vieles ab, warum soll ich ihnen un- nötigerweise mein bißchen Armut —“

„Bringen Sie's mir nur, das Paletchen. Ich mogle es Ihnen durch.“

„Es soll Ihr Schade nicht sein, mein Lieber. Wann trifft man Sie in Ihrem Office?“

„In zehn Minuten spätestens.“

Wenige Minuten später schließt Klamfsoth schmunzelnd eine stattliche, ziemlich schwere Ledermappe in den Tresor.

Raum hat Doktor Müller sich verabschiedet, da klopft's schäutern. Herr Twardowski.

„Härr Obersteward — ich kommä mit einär großän Bittä.“

Es handelte sich um das Paletchen, das er neulich zur Aufbewahrung eingeliefert. Es enthalte seinen letzten und einzigen Besitz — die Juwelen seiner von den Bolschewiken ermordeten Mutter . . . Er habe sich bisher nicht von ihnen trennen können. Auf Edelsteine stehe ein hoher Zoll, und er besitze, um sich in den Staaten bis zur Erlangung einer Anstellung über Wasser zu halten, nichts weiter als das schmale Gehalt, das ihm beim Ende der Fahrt ausbezahlt sei. Darum möchte er dies Andenken an die arme Mutter gern — schmuggeln. Ob die Zollrevision sehr scharf sei?

Natürlich — und grade auf Juwelen werde besonders gefahndet. Die Damen dürften ihren Schmutz zollfrei einführen — was ein Herr bei sich trage, werde erbar- mungslos und sehr hoch verzollt.

„Härr Obersteward — ich denkä, Sie kommän doch durch Zoll — ohne Revision?“

„Na und ob —“

„Mächten vielleicht die großä Giettä habän . . . me—in fle—ines Palättchen —“

„— durchzumogeln? Mit Vergnügen, lieber Twar- dowski.“

Der Russe wird sehr verlegen. „Mißän värgē—ihän, Härr Obersteward — bin ich armär Teisänt — kann ich Ihnen le—idärr gar le—inä — odärr nur särr fle—ina Aentschädigung —“

„Ihnen tu' ich's umsonst, lieber Freund.“

Valentin Klamfsoth reißt sich die Hände. Jetzt hätten wir also glücklich die Korpusse delitti von allen vier Verdächtigen in Verwaltung. Die Zwanzigtausend sind verdient.

Es klopft. Herr Grunelius aus Magdeburg . . . „Störe ich?“

„O bitte, im Gegenteil, Herr Staatsanwalt — stets gern zu Ihren Diensten.“

Grunelius ist in ersichtlicher Aufregung.

„Haben Sie schon irgend welche Anhaltspunkte für den Täter?“

Eigentlich nichts Bestimmtes — nichts Greifbares, meint der Obersteward, in diesem Augenblick wieder ganz Diplomat.

Dann könne er aushelfen, tröstet der Staatsanwalt. Er habe beim Ausbruch des Sturmes kaum eben noch mit Hilfe zweier Stewards einen leidlich geordneten Rückzug bis in seine Kajüte bewerkstelligen können. Am Mitternacht sei er erwacht, habe das unabweisbare Be- dürfnis nach frischer Luft verspürt, sich zu einem kurzen Nachtpaziergang entschlossen. Beim Passieren des Treppenabganges des A-Decks habe er im Seitengang, wo die Luxuskabinen lägen, ein Geräusch gehört — sich herangepircht — und jetzt —

— jetzt sah ich, daß die Tür zu der vorderen Kabine leise geöffnet wurde. Die Gestalt eines Herrn schiebt sich heraus, der späht einen Augenblick lauschend in den Flur, schleicht sich dem erhelltsten Treppenhause zu, prallt zurück, als er meiner ansichtig wird — huscht wie ein

Geist von dannen, rasi mit Windeseile den Korridor entlang, verschwindet im rückwärtigen Treppengang.“ „Sie — haben den — Betreffenden — erkannt, Herr Staatsanwalt?“

„Ich habe ihn erkannt. Ahnen Sie, wer's war?“ „Herr Schiewelwein!“ pläzt Valentin Klamfoth heraus, alle Diplomatie vergessend.

„Nein — ganz jemand anders!“ triumphiert der Staatsanwalt. „Der junge japanische Attache!“

Valentin Klamfoths Kinnbade klappt herunter. Mechanisch reibt er sich den immer noch schmerzenden Arm. Jiu-Jitsu — stammelt sein Gehirn ebenso automatisch — Jiu — — Jitsu — —

„Sind Sie ganz sicher,“ inquiriert der Staatsanwalt weiter, „daß er wirklich Attache ist?“

„Warum soll er nicht?“ fragt Klamfoth zurück.

„Attaches pflegen sich nicht nachts in fremde, unverklopfene Kabinen einzuschleichen.“

Jetzt bekommt Valentin Überwasser. Diese Staatsanwälte! Als ob, wer nachts herumschleicht, notwendigerweise ein Verbrecher sein müßte? „Auch nicht,“ fragt er überlegen, „wenn in diesen Kabinen preisgekrönte Schönheiten wohnen?“

Grunelius braucht einige Sekunden, um sich umzuschalten. Seine Stimme wird scharf wie eine frische Solinger Rasierklinge.

„Und so etwas dulden Sie?“

„Wir können nicht neben jeder Kajüte einen Sittenwächter aufstellen. Soll ich Ihre Mitteilung als Beschwerde an die Schiffsleitung auffassen? Dann werde ich die betreffenden Herrschaften stellen!“

„Ich habe keine Lust, noch am Vorabend der Ankunft in einen Skandal verwickelt zu werden. Will nichts gesehen und gesagt haben. Vergleichen liegt außerhalb meiner Interessensphäre.“

Er empfiehlt sich verabschiedend.

Talentvolles Mädchen, diese Frömmel, denkt Valentin Klamfoth. Nun — wenn ihre Beziehungen zum Fernen Osten auch wahrscheinlich außerhalb der kriminellen Sphäre liegen — was sie gestern Abend mit p. Schiewelwein verhandelt hat — das war was gänzlich Unerotisches.

(Fortf. folgt.)

Zwei Orang Utans gehen ins Netz

Eine Jagderinnerung aus Borneo von Günther Ertenbed.

Ein wunderbarer Tropenabend leuchtete über die Pflanzung, die sich am Fuße eines Ausläufers des Madih-Gebirges unweit der Küste Borneos erstreckte. Wir saßen auf der Veranda meines Freundes de Graaff, bei dem ich seit mehreren Wochen als Gast weilte, als ein junger Eingeborener mit einem wenige Wochen alten Orang Utan vorbeischießt. Er grüßte höflich und verschwand im Dunkel der schnell hereinbrechenden Nacht.

„Pa Bali bringt mich auf einen guten Gedanken“, wandte sich de Graaff an mich. „Eine Jagd auf Orang Utans werden Sie auch noch nicht mitgemacht haben; die könnten wir eigentlich noch veranstalten, ehe Sie weiterziehen.“ Daß ich begeistert zustimmte, bedarf keiner Erwähnung, und so gab mein Freund alsbald die nötigen Befehle um das Unternehmen ins Werk zu legen.

Die Vorbereitungen waren schnell getroffen. Noch in der Nacht trüpfen einige Eingeborene ein starkes Netz aus Rotangfasern; am Morgen wurde es zwischen zwei Autos auf seine Widerstandsfähigkeit geprüft, und dann setzten wir uns in Marsch. Zwei Tage lang ging es, meist auf Elefantenspuren, durch den dichten Urwald in die Berge hinein. In der frühen Dämmerung des dritten Morgens kamen die ersten Orangs uns zu Gesicht, eine kleine Herde von drei ausgewachsenen Tieren mit mehreren Jungen. Mit viel Geschrei und gelegentlichen Schüssen in die Baumkrone trieben unsere eingeborenen Begleiter die Tiere einer Verglechlucht zu, die, weil dort die Bäume weniger dicht standen, sich für unsere Pläne eignete.

Es galt nun, die großen Affen hier bis zum Abend festzuhalten. Aus den Kronen einiger starker Malalabäume schauten sie, ab und zu grunzende Laute ausstoßend, anscheinend neugierig auf uns herab, machten aber keinen Versuch zu entkommen. Nur einem alten Männchen schien die Sache zu dümm zu werden, es kletterte gemächlich am Stamm herab und kam zähnefletschend sich leicht auf die muskulösen Arme stützend, auf uns zu. Da das

Schießen von Orangs auf Borneo verboten ist, wollten wir das Tier nur im äußersten Notfall töten. Einige auf lange Bambusstangen gewidelte, nach Tränken in Petroleum angezündete und ihm brennend entgegen gehaltene Sätze genügten denn auch, den Affen zu schleunigem Rückzug auf seinen Baum zu bewegen.

Die Sonne neigte sich zum Untergang, und die Orangs begannen, ihr Nachtlager herzurichten. Wir sahen, wie sie stark belaubte Zweige abbrachen, sie geschickt zusammenflochten und als eine Art Dach über sich beschigten, um gegen Regen geschützt zu sein. In unserer Freude war ein Weg zum Entkommen allein stehenden Baume ein altes Affenweibchen mit zwei Jungen zur Ruhe gegangen. Diese letzteren suchten wir uns als Beute aus. Kaum war es dunkel, so füllten unsere Eingeborenen drei Bäume, über deren Zweige hinweg die drei Affen hätten flüchten können. Dann wurde in vielstündiger Arbeit auch noch das ganze Unterholz entfernt, und am anderen Mittag stand der Baum mit seinen drei Bewohnern völlig frei da.

Für uns Weiße wie auch für die Eingeborenen waren inzwischen aus Zweigen flüchtig hergerichtete Hütten rings um den Baum so angelegt, daß den Affen nur ein Weg zum Entkommen über den Boden blieb. Hier wurde das Netz ausgebreitet und an einer Seite mit starken Pfählen an der Erde befestigt, dann harreten wir geduldig der weiteren Entwicklung der Dinge.

Den Rest des Tages und die Nacht hindurch geschah nichts. Am nächsten Morgen indessen verließ der übrige Teil der Herde, uns vorsichtig im Auge behaltend und von uns natürlich unbefürchtet, seine Baumwipfel und zog ab. Auch „unsere“ Affen mütter mit ihren beiden Kleinen kam, offenbar vom Hunger getrieben, aus der Spitze ihres Baumes in dessen untere Zweige herab. Argwöhnisch die Laubhütten mit den Belagerern in Auge behaltend, ließ sie sich plötzlich aus vier Meter Höhe zu Boden fallen, um dann über das Netz hinweg in einiger Entfernung im Vergwald zu verschwinden.

„Die Sache klappt“, flüsterte de Graaff mir zu, „legt kommen gleich die Jungen.“ Er hatte sich nicht getäuscht. Nach zehn Minuten wagten sich auch die beiden Kleinen nach unten, argwöhnisch zu uns herüberblickend; eine Hand noch am Baum, zögerten sie eine Minute lang, dann liefen sie in ihrem schaukelnden Gange auf das Netz zu, hin und wieder einen mißtrauischen Blick zurückwerfend.

Sie hatten kaum einen Fuß auf das Netz gesetzt, als einige Krallen es an der freien Seite hochrissen und es über die in ihrer Angst blindlings nach vorn stürzenden Affen warfen. Im Nu waren sie in den zähen Rotangmatten verstrickt, aus denen sie sich vergebens zu befreien suchten. Bald jedoch ergaben sie sich in ihr Schicksal. Es kostete aber auch dann noch nicht geringe Mühe, sie aus dem Netz zu lösen und in den inzwischen rasch zusammengeklagerten Käfigen zu verfrachten. Ohne einige flüchtig blutende Wundwunden ging es dabei allerdings nicht ab.

Überaus schnell beruhigten sich die beiden Tiere, deren Mutter sich übrigens zu meinem Ersauern um ihre Kleinen nicht im geringsten gekümmert hatte. Schon bei der ersten Nacht, auf dem Heimmarche nahmen sie einige Bananen von uns an und als wir am nächsten Abend wieder auf der Pflanzung eintrafen, konnten de Graaff und ich je einen willig mitgehenden kleinen Orang an der Hand führen. Vier Wochen später ging ich in Pontianak an Bord des Dampfers, der mich nach Singapur hinüberbringen sollte. Die beiden Affen, die schon seit geraumer Zeit frei in Haus und Garten herumtollten, folgten mir bis auf den Pier, um dort zum Abschied ein letztes Stück Zucker von mir entgegen zu nehmen.

Wußten Sie das?

In China gibt es augenblicklich 37 Millionen Kinder, die Analphabeten sind.

Das Marzipan spielte in früheren Zeiten eine große Rolle als Lederbissen. In Venedig wurde es zuerst hergestellt, doch soll die Bereitungsweise aus dem Osten stammen. Man gab dem Marzipan die vielfältigsten Formen. Aus dem 16. und 17. Jahrhundert sind hölzerne Marzipanmodelle erhalten, die zeigen, daß man damals biblische Motive herzustellen liebte.

Die amerikanischen Frauen geben durchschnittlich jährlich 600 M. für Schönheitspflege aus.

Nicht alle Weine werden mit dem Alter besser; ein Wein, der gleich zu Anfang mittelmäßig ist, wird gewöhnlich um so schlechter, je älter er wird.

Ein Sachverständiger betont, daß es nicht so sehr darauf ankommt, wie viel Stunden wir schlafen, als daß unser Schlaf ungekört ist.